Benigna von Krusenstjern, Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis, Berlin: Akademie Verl. 1997, 268 S. (= Selbstzeugnisse der Neuzeit, 6), DM 98,— [ISBN 3-05-002743-6]

Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in einem »beschreibenden Verzeichnis« zusammenzustellen, gehört zweifellos zu den undankbaren und gerade deshalb um so verdienstvolleren Kärnerarbeiten der historischen Wissenschaft. Benigna von Krusenstjern hat insgesamt 240 solcher Selbstzeugnisse aus dem deutschen Sprachraum nachgewiesen, beschrieben und damit für die Forschung erschlossen.

Wichtigstes Kriterium für die Berücksichtigung als Selbstzeugnis ist die Selbstthematisierung eines expliziten Selbst in den vorgefundenen Texten. Dabei gibt es deutliche Unterschiede in der Position und Wichtigkeit dieses Selbst, es kann ebensowohl handelnd wie leidend an den Ereignissen, über die es berichtet, teilnehmen, sich egozentrisch in den Mittelpunkt des Geschehens rücken oder sich zum marginalen Berichterstatter der Zeitläufte machen. Selbstzeugnisse müssen zudem eigenständig verfaßt und aus eigenem Antrieb entstanden sein, im Gegensatz beispielsweise zu amtlich angeordneten Berichten.

Grundformen von Selbstzeugnissen des ausgehenden 16. Jahrhunderts bis ins ausgehende 17. Jahrhundert sind in diesem Verständnis das Hausbuch, die persönliche Chronik oder das Tagebuch und schließlich die Lebensbeschreibung in ihren unterschiedlichen Ausprägungen. In diesen Grundformen sind eine Fülle von personen- und persönlichkeitsbezogenen Dokumenten enthalten. Für das Hausbuch sind dies etwa Fa-

milien- und Kinderverzeichnisse, Ein- und Ausgabenbücher, unterschiedliche Inventare, Gebete, Sprüche und Lebensregeln bis hin zur kleinen Chronik oder dem persönlichen Lebensbericht. Chroniken und Tagebücher im eigentlichen Sinne sind ausführlicher und umfassender und eine im 17. Jahrhundert weit verbreitete Form der Selbstzeugnisse. Sind sie in zusammenhängender Darstellung verfaßt, ist die Grenze zu den Lebensberichten überschritten, beispielsweise in der Form der Gelehrtenvita oder auch schlichter in der Leichenpredigt.

Alle diese Quellenzeugnisse geben in ihrer Personalität eindringliche Einblicke in das grundstürzende Geschehen des Dreißigjährigen Krieges. Sie vermitteln einen lebhaften Eindruck vom Schicksal des Einzelnen, seinem Betroffensein von einer Kette persönlicher Katastrophen, Krieg, Raub, Plünderung und Seuchen. In anderen Fällen geben sie jedoch auch ein überraschendes Bild von der Normalität abseits des Krieges.

Benigna von Krusenstjern hat diese Quellen erstmals bibliographisch recherchiert und systematisch erschlossen und kann auf diese Weise auch verlorene und verschollene Selbstzeugnisse zumindest mittelbar wieder zugänglich machen. Die 240 nachgewiesenen Dokumente sind alphabetisch nach Verfasseramen geordnet und jeweils mit Hilfe eines gemeinsamen Rasters genauer beschrieben. Soweit im Einzelfall bekannt, wird jeder Autor mit Name, Lebensdaten, Wohnorten, Tätigkeiten, Herkunft und Konfession vorgestellt. Die Texte werden nach Textsorte, ihrer zeitgenössischen Bezeichnung, Erhalt, Umfang und Format, Sprache, Berichts- und Abfassungszeit, dem genannten Schreibmotiv, Titel und Inhalt beschrieben. Schließlich werden noch Angaben zum Verbleib, den ver-

öffentlichsten Fassungen und Literaturangaben hinzugefügt. Tätigkeits- und Ortsregister, eine Übersicht über die jeweiligen Berichtszeiten sowie ein Standortregister der Handschriften und Drucke komplettieren diese hervorragende Quellenkunde.

Selbstzeugnisse von Menschen des Dreißigjährigen Krieges, Bauern, Krämer, Pastoren, aber auch von Soldaten und Diplomaten oder bekannten Persönlichkeiten wie dem Magdeburger Bürgermeister und Physiker Otto von Guericke finden sich hier zusammengetragen. Stoff genug für eine ernstzunehmende »Geschichte von unten«, die sich nicht in der Beliebtheit zufälliger Quellenfunde verlieren will.

Thomas Lindner

Julia Zunckel, Rüstungsgeschäfte im Dreißigjährigen Krieg. Unternehmenkräfte, Militärgüter und Marktstrategien im Handel zwischen Genua, Amsterdam und Hamburg, Berlin: Duncker & Humblot 1997, 393 S. (= Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 49), DM 124,— [ISBN 3-428-08807-7]

Der internationale Rüstungshandel erlebte in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges naturgemäß eine Phase anhaltender Hochkonjunktur. Die kriegsführenden Heere mußten mit Waffen, Munition und anderen Versorgungsgütern ausgestattet werden, potentielle Angreifer rüsteten auf, Andere machten sich verteidigungsbereit. Diese Lage setzte einen funktionierenden internationalen Rüstungshandel außerhalb des unmittelbaren Kriegsgeschehens voraus, der die notwendigen Waren- und entstehenden Kapitalströme lenkte, an Orten, die abseits und nicht zuletzt vom Krieg lebten.

Diesen internationalen Rüstungshandel in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu analysieren, ist das anspruchsvolle Ziel der Studie von Julia Zunckel. Ausgangspunkt dazu ist ein Quellenbestand im Staatsarchiv Genua über jeweils einen geglückten und einen mißglückten Rüstungsgüterkauf in den nordwesteuropäischen Handelszentren Amsterdam und Hamburg. Auf der Grundlage dieser quellenmäßig sehr gut nachvollziehbaren Transaktionen werden Strukturen und Abläufe des internationalen Rüstungsgeschäfts transparent gemacht. Dazu werden zunächst die beiden bedeutendsten Zentren des Militärgüterhandels, Amsterdam und Hamburg, vergleichend vor der Folie des sich intensivierenden Austauschgefüges zwischen Nord- und Südeuropa betrachtet. In einem weiteren Schritt erfolgt die Darstellung der frühneuzeitlichen Waffen- und Schießpulverproduktion und ihres Vertriebsnetzes in Europa. Schwerpunkte sind dabei die Bereitstellung und die Bedeutung von Salpeter, des unverzichtbaren Grundstoffes für die Schießpulverproduktion, und die Identifizierung der internationalen Elite der Rüstungshändler.

Diese Themen werden anhand der beiden Einzelbeispiele mit großer Tiefe und dennoch gesamteuropäischer Perspektive genauer untersucht. Dabei wird die Weite des internationalen Handelsnetzes von Nord- und Ostsee über den Kanal und den Atlantik bis ins Mittelmeer ebenso deutlich wie die Abhängigkeit funktionierender Handelsstrukturen von den wechselnden politischen Konjunkturen, insbesondere im Verhältnis zwischen dem im Niedergang befindlichen spanischen Weltreich und den um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Niederlanden. Ausgehend von den detaillierten Angaben in den Genueser Quellen gelingt es Julia Zunckel dabei, ein bis in kleinste Ein-

zelheiten genaues Abbild der beiden Rüstungsgeschäfte der ligurischen Republik zu zeichnen. Gleichzeitig verliert sie zu keinem Zeitpunkt die kontinentale Perspektive aus dem Blickfeld, die insbesondere für die komparative Betrachtung Amsterdams und Hamburgs im Rahmen des aufstrebenden nordwesteuropäischen Handels unumgänglich ist.

Die ergänzend betrachteten oberdeutschen Salpeter- und Schießpulverlieferungen an Genua zwischen 1626 und 1628 erweitern und bestätigen das gezeichnete Gesamtbild. Auch diese eher traditionellen Handelsverbindungen belebten sich durch den verstärkten Rüstungssektor und trugen in dieser Zeit zum wirtschaftlichen Überleben der oberdeutschen Handelszentren bei. Gleichwohl macht der vergleichsweise bescheidene Umfang dieser Lieferungen aber erneut deutlich, wie sehr der internationale Rüstungsgüterhandel bereits fest in Nordwesteuropa zentriert war.

Die Genueser Quellen ermöglichten eine Fülle von neuen Forschungsergebnissen: Die Wechselwirkung zwischen den politischen und kriegesischen Entwicklungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit der konjunkturellen und strukturellen Entwicklung des internationalen Austauschgefüges konnte ebenso konkret belegt werden wie die Tatsache einer rüstungswirtschaftlichen Hochkonjunktur für die internationale Kaufmannschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Dieses Ergebnis ist überzeugend und beeindruckend, auch wenn die uneinheitliche und verwirrende Benutzung einer Vielzahl unterschiedlicher Maße, Gewichte und Währungen, einige eher Unklarheit vermittelnde graphische Abbildungen und nicht zuletzt eine beträchtliche Anzahl von Tipp- und Druckfehlern gelegentlich die Lesefreude trüben.

Thomas Lindner

Dieter Hein, Die Revolution von 1848/49, München: Beck 1998, 144 S. (= Beck'sche Reihe, 2019), DM 14,80 [ISBN 3-406-43219-0]

Die neuere Forschung zur Revolution von 1848/49 betont die Komplexität der Revolutionsbewegung. Sie rückt die verschiedenen Handlungsebenen der Revolution und die differierenden Aktionsformen und Zielvorstellungen ihrer Träger in den Blick. Dieter Hein sieht die Gefahr, daß die Konturen der Revolution durch diese Perspektivenvielfalt unscharf werden. In seiner knappen Überblicksdarstellung unternimmt er den Versuch, ein neues Gesamtbild der Revolution zu skizzieren. Als roten Faden wählt Hein zwei zeitgenössische Leitbilder, die — so seine These — die politischen und sozialen Zielvorstellungen der Zeit gebündelt und zugleich handlungsstrukturierend gewirkt hätten: das Ideal der bürgerlichen Gesellschaft, die sich von staatlichen Eingriffen und ständischen Traditionen befreit, und das Ideal des nationalen Verfassungsstaates.

Heins These zufolge strahlten diese Leitbilder auf weite Teile der Gesellschaft aus. Die unterschiedlichen Zielsetzungen, die sich mit ihnen verbanden, erklärten sowohl die revolutionäre Dynamik als auch die Spannungen innerhalb der Revolutionsbewegung, die zu deren Scheitern beitrugen. Seine Darstellung zeichnet indes weitgehend das vertraute Revolutionsbild nach. Sie konzentriert sich auf die Arbeit der Frankfurter Nationalversammlung, die mit der Reichsverfassung die rechtliche Basis für einen freiheitlich verfaßten Nationalstaat schuf, auf die Handlungsebene der Regierungen, auf die Nationalitätenkonflikte und auf die Vereins- und Pressebewegung.

Hein geht zwar auch auf soziale Konflikte und gewaltsame Proteste ein. Er erörtert aber nur ansatzweise, wel-

che Bedeutung die eingangs genannten Leitbilder für klein- und unterbürgerliche Schichten hatten. Die These, daß die Revolution von 1848/49 eine bürgerliche gewesen sei, wird auf diese Weise nicht belegt. Die interessanten Fragen nach dem Zusammenhang zwischen politischen Zielsetzungen und sozialen Forderungen und nach den Beziehungen zwischen dem nationalen und dem lokalen Revolutionsgeschehen werden als Forschungsdesiderat kenntlich gemacht.

Sabrina Müller

Martin W. Daly, The Sirdar. Sir Reginald Wingate and the British Empire in the Middle East, Philadelphia: American Philosophical Society 1997, VII, 345 S. (= Memoirs of the American Philosophical Society, 222), \$ 30 [ISBN 0-87169-222-8]

Als sachlicher und regionaler Teil des allgemeineren orientalischen Problems hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die »ägyptische Frage« verselbständigt. Aus der Verschuldungsentwicklung resultierte letztlich die britische Okkupation des Landes 1882. Zunächst nur eine zusätzliche außenpolitische Belastung für London, wurde Ägypten bald zu einem wichtigen Pfeiler der weltweiten imperialistischen Ansprüche Großbritanniens. Eine zentrale Bedrohung der britischen Position am Nil war die sudanesishe Mahdibewegung. Die Briten verwandten daher große Anstrengung auf die Organisation einer schlagkräftigen ägyptischen Armee unter britischem Befehl. Trotzdem unterlag General Gordon 1885 auf Legende gewordene Weise den Mahdisten. Erst 1899 sollte es gelingen, Karthoum zurückzuerobern.

Bis Ende 1916 war Reginald Wingate (1861–1953) Oberbefehlshaber (Sirdar) der angloägyptischen Armee sowie Generalgouverneur des Sudan, danach bis 1919 britischer Hoher Kommissar in Ägypten. Er war einer der einflußreichsten britischen Kolonialbeamten. Seine Tagebücher, Korrespondenzen und Papiere waren in der Vergangenheit über die amtlichen Dokumente hinaus eine der wichtigsten Grundlagen für die Forschung. Jetzt ist ihm eine eigene Biographie gewidmet worden.

Wingate kam 1883 nach Ägypten und verdiente sich hier zunächst militärische Ehren als Adjutant des britischen Oberbefehlshabers der ägyptischen Armee während des Versuchs, den in Karthoum belagerten Gordon zu entsetzen. Der Abzug britischer Truppen nach Gordons Tod beendete Wingates Armeekarriere. Weitgehend im Selbststudium hatte er sich schon vorher die arabische Sprache angeeignet, und sich zu einem Experten des nahöstlichen Raumes ausgebildet. Ab 1889 nutzte er diese Kenntnisse als Chef des militärischen Nachrichtendienstes in Kairo. Er sammelte Informationen über den Sudan, dessen Eroberung er hierdurch mit vorbereitete. Von dieser Tätigkeit zeugen auch seine Publikationen über den Mahdismus und den Sudan. Siebzehn Jahre stand Wingate an der Spitze der britischen Kolonialverwaltung in Karthoum, was von den vergleichsweise stabilen Verhältnissen zeugt, die er in seinem Herrschaftsbereich durchsetzen konnte. Dabei wußte er sich mit kompetenten Beratern und Mitarbeitern zu umgeben. Das Land erhielt erste administrative Strukturen, mit Eisenbahn, Dampfschiffahrt auf dem Nil, Post und Telegraphie als erste moderne Kommunikationsmittel; Gerichte wachten über das Recht; Sklavenjagd und -handel wurden unterbunden; die Errichtung von Bewässe-

rungsanlagen schuf die wesentliche Voraussetzung für den sudanesischen Baumwollanbau.

Als Wingate im Januar 1917 zum Hohen Kommissar für Ägypten ernannt wurde, hatte er zwar einen der wichtigsten Posten in der britischen Kolonialhierarchie erreicht, gleichzeitig war dies aber der Anfang vom Ende seiner Karriere. Während des Ersten Weltkrieges war das Land am Nil eine wichtige Basis für militärische Operationen im arabischen Raum. Die Militärpräsenz veränderte das Verhältnis zwischen indigener Bevölkerung und deren Elite auf der einen Seite sowie den britischen Kolonialherren und der europäisch dominierten Wirtschaftselite auf der anderen Seite. Bei Kriegsende gipfelte der ägyptische Wunsch nach Unabhängigkeit in blutigen antieuropäischen Ausschreitungen. Wingate hatte die Entwicklung vorausgesehen, aber während des Krieges bei der eigenen Regierung kein Gehör gefunden. Seine konziliante Politik gegenüber dem Nationalismus der ägyptischen Wafd-Bewegung wurde ihm zum Vorwurf gemacht und führte zu seiner Abberufung.

Der Autor der Biographie hat sich bereits durch mehrere Publikationen über den Sudan ausgewiesen. Das Buch basiert hauptsächlich auf dem Nachlaß Wingates, es bezieht die amtliche britische Überlieferung, aber auch Quellen aus dem Sudan ein. Daly stellt seinen Lesern eine Person vor, die sicher von weit weniger orientalischer Romantik umweht wird als die »Filmhelden« Gordon und Lawrence. Die Einblicke in die Verwaltungswirklichkeit und politische, soziale und ökonomische Entwicklung einer britischen Kolonie sowie in die Gestaltungsmöglichkeit einer Person wie Wingate sind prosaischer, aber deshalb keineswegs weniger interessant. Daß es dabei spannend bleibt, dafür sorgt Dalys anschauliche Erzählweise.

Martin Kröger

Deutsches Schifffahrtsarchiv. Band 20. 1997. Hrsg. vom Deutschen Schifffahrtsmuseum. Mit Beitr. von Gerlinde de Beer [u.a.], Hamburg: Kabel 1997, 567 S., DM 46,— [ISBN 3-8225-0479-3]

Das alljährlich als wissenschaftliche Zeitschrift des Deutschen Schifffahrtsmuseums in Bremerhaven erscheinende *Deutsche Schifffahrtsarchiv* enthält in seinem umfangreicher als sonst ausgefallenen 20. Jahrgangsbänd wieder eine Fülle von Aufsätzen rund um das breite Spektrum der Schifffahrtsgeschichte. Aufgegliedert in die Fachbereiche Kunstgeschichte, Seeschifffahrt, Sozialgeschichte, Marine, Navigation, Fischerei und Walfang, Polar- und Meeresforschung, Schiffsarchäologie, Schiff- und Bootsbau, beinhaltet der Band 21 reich bebilderte Beiträge sowie ein Titelregister der bisher erschienenen 20 Bände.

Der militärgeschichtliche Fachbereich Marine ist mit drei Aufsätzen vertreten, wenngleich ein fließender Übergang zwischen »Kriegs«- und Handelsmarine besteht (z.B. Navigation, Schiffbau).

Frank Adam beschreibt die Problematik der britischen amphibischen Unternehmen an der Kanalküste während des Ersten Koalitionskrieges (1793–1798) gegen die französischen Revolutionstruppen.

Volker Hartmann und *Hans-Joachim Maurer* schildern die Schiffsbiographie der *Meteor* und ihrer Besatzung vom Luxusliner der HAPAG vor 1914 zum Lazarettschiff im Zweiten Weltkrieg. Ausführlich wird anhand von Quellen und Fotos veranschaulicht, wie die medizinische Versorgung trotz kriegsbedingter Härte noch Menschlichkeit zeigte.

Eberhard Rössler zeichnet die Geschichte der deutschen Uboot-Konstruktionsbüros seit der Gründung

durch Tirpitz (1904) nach. Hierbei bieten Fotos, Skizzen und die Kurzbiographien ausgewählter Ubootkonstrukteure einen guten Einblick in die Organisationsweise sowie Projektplanung.

Jeder der Aufsätze, die von Vertretern verschiedenster Disziplinen stammen, die sich mit der Schifffahrt befassen, endet mit einer kurzen Zusammenfassung in englischer und französischer Sprache.

Dirk Siegel

Andreas Wirsching, Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918 bis 1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, München: Oldenbourg 1999, 702 S. (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 40), DM 148,— [ISBN 3-486-56357-2]

Wirklich vergleichende Arbeiten, die nicht auf schlichte Nebeneinanderstellungen hinauslaufen, sind in der deutschen Geschichtswissenschaft »rare birds«. Das hier anzuzeigende Buch gehört zu dieser seltenen Spezies, mehr noch, es ist ein außergewöhnlich originelles Werk: Der Verfasser, Ordinarius für neuere und neueste Geschichte in Augsburg, unternimmt mit stupender Gelehrsamkeit und überwältigender Materialfülle auf der Grundlage denkbar breiter Quellenauswertung einen doppelten Vergleich: Er vergleicht die extreme Linke mit der extremen Rechten — was für manche »politisch Korrekte« bereits Häresie ist — und er führt diesen Vergleich in einem bi-nationalen Ansatz durch, indem er diese extremen Phänomene im Deutschland und Frankreich der Zwischenkriegszeit unter die Lupe nimmt. Paris und Berlin stehen hier insofern als Chiffre, als sich in diesen Metropolen die

nationale Problemlage jener Epoche gleichsam in nuce darstellt. Es ist angesichts der Fülle neuer Einsichten und Erkenntnisse, die diese Arbeit bietet, nur holzschnittartig möglich, die Grundlinien der Argumentation und einige der wichtigsten Ergebnisse nachzuzeichnen.

Wirschings Ausgangsthese: Die bolschewistische Oktober-Revolution stand am Anfang einer Entwicklung, die zur existentiellen Bedrohung des Bestehenden führte. Sie löste in Deutschland und Frankreich unter dem Signum der »Notwehr« und »Selbstverteidigung« militante Gegenbewegungen am rechten Rand des politischen Spektrums aus. Der unterschiedliche Verlauf der Entwicklung in den beiden Ländern lag erstens in den äußeren Umständen — in Frankreich hatte die parlamentarische Republik die Bewährungsprobe des Weltkrieges siegreich bestanden, in Deutschland trug die Demokratie das Kainsmal der Niederlage — und zweitens in den von Wirsching einfühlsam und differenziert nachgezeichneten politisch-kulturellen Traditionen begründet: In Frankreich war der Revolutionsmythos von 1789 sowie die syndikalistische Tradition der Arbeiterbewegung zum umfassenden Integrationsfaktor geworden. So konnten sich in den dreißiger Jahren auch die Kommunisten mindestens zeitweilig (und taktisch motiviert) in die »republikanische Synthese« eingliedern; in Deutschland dagegen hatte sich der Kommunismus in einer dogmatisch-ideologischen, Moskauhörigen »Gegenwelt« zum »kapitalistischen System« verhärtet. Er kippte in einen sich verselbständigenden »revolutionären Voluntarismus« um und bekämpfte auch die Sozialdemokratie als »Sozialfaschismus«. Eine Volksfront-Option bot sich damit nicht.

Den methodischen Ansatz für den bi-nationalen Rechts-Links-Vergleich findet Wirsching in einer eigenständigen Weiterentwicklung der Totalitarismus-Theorie. In kritischer Auseinandersetzung mit

den Gedanken von Carl J. Friedrich und Ernst Nolte sieht er den gemeinsamen totalitären Anspruch des linken und rechten Extremismus in »der ideologischen Verabsolutierung eines politischen Freund-Feind-Gegensatzes, auf den das gesamte politisch-soziale Geschehen reduziert wird« und in einer geschlossenen, auf ein utopisches Endziel gerichteten Ideologie. In deutlicher Abgrenzung gegen Nolte faßt Wirsching den Nationalsozialismus nicht als eine national-spezifisch rechtsextremistische (von ihm »faschistisch« genannte) Reaktion auf den Kommunismus auf. Vielmehr sei der für den Nationalsozialismus konstitutive völkische Antisemitismus in Deutschland längst vor der Oktoberrevolution aufgetreten, habe sich bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts in prinzipieller Absage gegen die bürgerlich-liberale wie konservative Welt entwickelt. Er habe schließlich die NS-Bewegung zu einer »voll ausgeprägten totalitären Bewegung« gemacht, die auf das Endziel eines »neuen Menschen« und eines neuartigen »rassisch-völkischen« Herrschaftssystems ausgerichtet war. Nur in Deutschland habe sich mit der NS-Bewegung ein Phänomen entwickelt, das zugleich »faschistisch« und antisemitisch gewesen sei, während der Antisemitismus in Frankreich damals mehr ein politisch-publizistisches Randphänomen gewesen sei. Von dem so interpretierten Nationalsozialismus setzt der Verfasser den »Notwehr-Antimarxismus« rechts-konservativer bis rechts-extremistischer Bewegungen und Gruppierungen ab, wie sie sich in Deutschland etwa im »Stahlhelm«, in Frankreich in Gruppierungen wie den »Jeunesses Patriotes«, den »Faisceau«, den »Croix de Feu«, den Francistes etc. darstellten. Anhand eines differenzierten Totalitarismus-Kriterienkataloges und eines vom italienischen Modell abgezogenen »faschistischen« Idealtypus untersucht er in eingehender und quellen gesättigter Analyse die deutschen und fran-

zösischen Extremismus-Phänomene. Sein Fazit: die französischen »faschistischen« Erscheinungen seien nach diesem Maßstab eher die gemäßigte, abgemilderte Form des »Faschismus« gewesen.

Gewiß ist für bi- oder gar multi-nationale Vergleiche dieser Art ein idealtypischer Maßstab notwendig, und zweifellos bietet sich dafür ein Konzept wie das des »Faschismus« zunächst an. Indessen wird die offenkundige Problematik dieses als Selbstbezeichnung der Mussolini-Bewegung entstandenen, dann von dessen Gegnern als politischer Kampfbegriff aufgenommenen Begriffes in der internationalen Faschismus-Forschung seit längerem kritisch diskutiert. Daher ließe sich bei dieser Interpretation der französischen Phänomene manches Fragezeichen setzen. Aber dieser Hinweis soll in keiner Weise die beachtliche intellektuelle und wissenschaftlich innovative Leistung des Autors schmälern. Es wäre zu wünschen, daß dieses von Ansatz und Ergebnissen her grundlegende Werk zum Ausgangspunkt einer vertieften Auseinandersetzung über dominierende politische Erscheinungen im Europa der Zwischenkriegszeit wird.

Klaus-Jürgen Müller

Yuriko Onodera, An den Gestaden der Ostsee. Onodera Makoto als japanischer Heeresattaché in Riga und Stockholm (1936–1938, 1940–1945). Übers. von Ryoji und Maraile Onodera. Hrsg. von Gerhard Krebs, Tokio: Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) 1999, 294 S. (= OAG Taschenbuch, 73) [ISBN 4-87238-014-2] Vertrieb in Deutschland durch Iudicium Verlag, München

Das kleine Taschenbuch enthält die anregenden, aus dem Japanischen über-

setzten Erinnerungen Onodera Yurikos an die Dienstzeit ihres Mannes als Heeresattaché in Lettland (1936–1938) und Schweden (1940–1945). Da Frau Onodera ihren Mann auf den Auslandsmissionen zu begleiten pflegte und in den beiden nordeuropäischen Ländern wichtigste Mitarbeiterin bei der nachrichtendienstlichen Tätigkeit war, stellen ihre Aufzeichnungen eine zuverlässige Quelle für diesen Bereich dar. Zu ihrer Hauptaufgabe zählte sowohl in Riga wie auch in Stockholm das Chiffrieren und Dechiffrieren des geheimen Funkverkehrs mit der Zentrale in Tokyo. Wir erfahren aus diesem Band eine Fülle bislang kaum bekannter Interna, etwa über Art und Weise der Informationsbeschaffung und -quellen sowie über Kooperation und Kontakte mit anderen Nachrichtendiensten und ausländischen Militärattachés. Die Verwendung in Lettland verschaffte den Onoderas wichtige Kontakte und Freundschaften, die sie bei ihrer skandinavischen Mission bis Kriegsende nutzen konnten.

Wichtige Informanten für den japanischen Heeresattaché waren in Schweden vor allem geflohene Militärs aus dem Baltikum, daneben ein polnischer Nachrichtenoffizier im Dienste der polnischen Exilregierung in London namens »Iwanow« sowie finnische Nachrichtenoffiziere und der ungarische Militärattaché, über den auch Kontakte zum deutschen Nachrichtendienst in Schweden geknüpft wurden. Mit Hilfe verschiedener Kanäle sondierte Onodera Makoto gegen Kriegsende behutsam Möglichkeiten der Friedensanbahnung (etwa über den schwedischen Prinzen Carl), »doch so etwas wie eine Friedensinitiative hat es von seiner Seite aus nicht gegeben«, wie seine Frau beteuert (S. 232 f.).

Onodera Yurikos faszinierende Aufzeichnungen gewähren einen Blick in die abgeschirmte Welt der nachrichten-

dienstlichen Arbeit während des Zweiten Weltkriegs. Daß sie als Ehefrau des japanischen Heeresattachés in Riga und Stockholm zur unentbehrlichen Helferin bei der Entschlüsselung der Codes wurde, verleiht ihren Erfahrungen und Gefühlen besonderes Gewicht. Die Autorin zeichnet ein durchweg sympathisches, von Wehmut an eine vergangene Epoche durchwirktes Porträt ihres Mannes. Dieser tritt uns aus ihren Zeilen als pflichtbewußter, doch skeptischer Offizier entgegen, der die militärischen Möglichkeiten Japans und seiner Verbündeten realistisch einzuschätzen vermochte, aber an den begrenzten Einflußmöglichkeiten seines Amtes wie am Durchhaltewillen seiner Tokyoter Vorgesetzten scheitern mußte. Die Auswertung dieses »Rohmaterials« sollte der Historiker vornehmen, wie der Herausgeber zu Recht bemerkt, denn dieser wird gelegentlich zu anderen Schlüssen gelangen, vor allem immer dann, wenn Frau Onodera eigene politische Analysen unternimmt und ihre Urteile leicht unpräzise wirken. Hier leisten die Anmerkungen des Herausgebers wertvolle Korrekturen (vgl. etwa S. 121–124).

Rolf-Harald Wippich

Franz W. Seidler, Frauen zu den Waffen? Marketenderinnen, Helferinnen, Soldatinnen, Bonn: Bernard & Graefe 1998, 446 S., DM 58,— [ISBN 3-7637-5979-4]

Dieses Buch ist trotz seines Titels nicht zu den üblichen »gender studies« zu rechnen. Der Verfasser, vor seiner Emeritierung Professor für Geschichte an der Bundeswehruniversität München, ist bisher mit vielfältigen und nicht unumstrittenen Publikationen zur Militärgeschichte des »Dritten Reiches« hervorgetreten. Auch dieses, 1978 erst-

mals erschienene, und jetzt in 2. Auflage herausgegebene Werk bewegt sich in gewohnten Bahnen.

Nach einer kurzen historischen Einführung (S. 13–28) über den Einsatz von Frauen im Militär der letzten 2000 Jahre wendet sich Seidler dem militärischen Einsatz von Frauen im »Dritten Reich« zu. Der Abschnitt über das »Dritte Reich« (S. 29–196) bildet den wertvollsten Teil des Buches. Der Leser spürt, hier kennt sich der Verfasser aus und weist wichtige Erkenntnisse aus eigener Forschung vor.

Leider verzichtet Seidler im Gegensatz zu den folgenden Abschnitten über die militärische Integration von Frauen in der Bundesrepublik und im Ausland auf eine Überarbeitung des Textes unter Einbeziehung der neueren Forschungsliteratur seit 1978.

Ein ähnliches Bild zeigt sich im Abschnitt über die militärische Verwendung von Frauen in der ehemaligen DDR (S. 197–205). Das Material, hier im wesentlichen offen zugänglichen, vor allem publizistischen Quellen entnommen, ist zumeist veraltet und öfters fehlerhaft. Als geltende Innendienstvorschrift wird die Fassung von 1963 (!) zitiert. Fähnriche waren in der NVA nicht die höchsten Unteroffiziersdienstgrade, sondern eine eigenständige Laufbahn, und Härte-tests keine »Märsche mit vollem Gepäck«. Frauen wurden, entgegen den Versicherungen des Verfassers (S. 202) sehr wohl in den Kampftruppen, und zwar bis zur Ebene Bataillon, z.B. als Koch-Unteroffiziere, verwendet. Insbesondere die ab Mitte der 80er Jahre infolge der anstehenden, geburtenschwachen männlichen Rekrutierungsjahrgänge forcierte Integration von Frauen in die NVA, welche sich in fast allen Stellen- und Ausrüstungsnachweisen (STAN) auf Bataillons- und Regimentsebene nachweisen läßt, hat Seidler völlig übersehen. Seine groteske Fehleinschätzung der Gesellschaft für

Sport und Technik (GST), der er »einen nicht zu unterschätzenden Kampfwert« unter Berufung auf den Mauerbau 1961 (!) zubilligt, rundet das Bild nur ab.

Besser ist dem Verfasser der handbuchartige Überblick über die militärische Verwendung von Frauen in einer Reihe ausländischer Staaten gelungen (S. 243–435).

Wohl aus Gründen des sprachlichen Zugangs fehlen eine Reihe von Staaten, welche in bezug auf den Einsatz von Frauen im militärischen Bereich unbedingt zu betrachten wären, wie China, die Türkei, Iran und Irak. Das verwendete Material ist in der Regel informativ und auf dem neuesten Stand. Eine Ausnahme bildet hierbei Rußland, wo, ähnlich wie bei der Betrachtung der ehemaligen DDR, zuviel veraltetes Material genutzt wird und ärgerliche Fehler auftreten. »Praporschtschiki« sind eben keine »Ausbilder«, sondern Fähnriche (S. 361), und im Rahmen der vormilitärischen Ausbildung ab der 9. Klasse wurden nicht nur männliche, sondern auch weibliche Jugendliche an der Waffe ausgebildet (S. 358).

Im gesamten Buch zeigt sich ein starker Hang zum Detail. So vermerkt Seidler, daß einer Wehrmachthelferin monatlich »1 Lockenwickler, 1 Haarnadel und 2 Haarklammern« zustanden (S. 94), und verfehlt nicht auf die, im Gegensatz zu den Dienstvorschriften, zu kurzen Röcke der Soldatinnen einer Reihe von Armeen hinzuweisen (S. 203 f., 308, 422).

Mit Werturteilen verfährt der Autor sehr vorsichtig und zurückhaltend. Ausführungen, wie die über die soziale und ethnische Herkunft der Soldatinnen und deren Motivation zum Eintritt in Streitkräfte und über Probleme der Frauen im Dienst, beispielgebend ist hier der Abschnitt über die US-Streitkräfte (S. 395–435), hätte sich der Rezensent in allen Teilen des Buches gewünscht.

Angesichts der gelungenen und reichhaltigen Ausstattung mit Fotos und Illustrationen wirken die vielen Druckfehler befremdlich. Gleich dreimal taucht auf S. 166 der Feldmarschall »Mannstein« [sic] auf, die S. 51, Anm. 67 erwähnte Zeitschrift erschien 1973 und nicht 1943, und mit der Anm. 30 auf S. 92 wird die Überprüfung der verwendeten Quelle unmöglich!

Wurde Seidlers Buch beim ersten Erscheinen 1978 der »Rang einer Pionierstudie« zuerkannt, ist es auch jetzt noch als ein wichtiges Nachschlagewerk mit großer Informationsfülle einzuschätzen.

Leider weist dieses Nachschlagewerk eine Reihe von Schwachstellen auf. Durch den Verzicht auf eine vollständige Überarbeitung des Buches wurde dessen Wert erheblich gemindert.

Jürgen Schmidt

Die Festung Sewastopol. Eine Dokumentation ihrer Befestigungsanlagen und der Kämpfe von 1942. Hrsg. von Martin Egger, Köln: Lippmann 1995, VI, 450 S. (IBA-Informationen, Sonderh. 32), SFR 48.50 [ISBN 3-931032-32-9]

Im September 1993 besuchte eine Gruppe militärgeschichtlich Interessierter, verstärkt durch einige Veteranen, den russischen Schwarzmeerhafen Sewastopol, der 1941/42 Schauplatz einer langen Belagerung und erbitterter Kämpfe gewesen war. Aus diesem Besuch entstand das vorliegende Buch.

Dem Herausgeber ist anzurechnen, daß er nicht der Versuchung erlegen ist, sich auf das Geschehen im Zweiten Weltkrieg zu beschränken. Denn natürlich verbindet sich mit dem Namen Sewastopol auch die Erinnerung an den Krimkrieg und die Belagerung der Stadt im Jahre 1855. Sewastopol hat eine

lange Geschichte als befestigte Stadt, und auch diese lange und wechselvolle Geschichte kommt in Eggers Sammelband zu ihrem Recht.

So stehen interessante, detailreiche und quellengestützte Einzeluntersuchungen neben Beiträgen, die für eine breitere Leserschaft von eher fragwürdigem Interesse sind. Der Bericht über die Exkursion selbst etwa, immerhin 38 Seiten stark, ist nur für die unmittelbaren Teilnehmer interessant, zumal ohne eine brauchbare Karte viele Ortsangaben unverständlich bleiben müssen. Hierzu gehören auch einige Presseartikel, die sich mit dieser und ähnlichen Besuchsreisen befassen, und hierzu gehört gewiß auch die Schilderung der spärlichen Verpflegung in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, erzählt von einem Betroffenen, wobei aber der Bezug zu einem Band über Sewastopol für immer das Geheimnis des Autors (und des Herausgebers?) bleiben wird.

Lohnende Artikel dagegen befassen sich mit den »Drei Festungsperioden der Hafenstadt Sewastopol« (Inge und Dieter Wernet), mit den Befestigungsanlagen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs (Hans F. Günther), der Geschichte der Küstenbatterie »Maxim Gorkij II« (Dimitrij Stognij, mit Zugriff auf russische Quellen) und mit einem chronologischen Abriß der Kämpfe 1941/42 (Werner Lacoste). Bedauerlich kurz geraten ist angesichts der Wichtigkeit des Themas in diesem Zusammenhang der Zehn-Seiten-Beitrag von Gerhard Taube über die deutsche Artillerie vor Sewastopol – früher einmal war Taube allein schon das schwere Belagerungsgeschütz »Dora« ein eigenes Buch wert gewesen (Eisenbahngeschütz Dora, Stuttgart 1979). Der vorliegende Band enthält leider nur wenige, aus den Quellen kopierte Karten, die für das Verständnis des Textes ausreichen müssen, jedoch ohne Auflistung im Inhaltsverzeichnis nur schwer zu finden

sind und sich zudem im Hinblick auf die Schreibweise (lateinisch/kyrillisch) und die angeführten Symbole voneinander unterscheiden. Schade, die operationsgeschichtlichen Darstellungen hätten einige bessere Karten verdient gehabt. Dagegen sind die vielen Abbildungen aussagekräftig und geschickt ausgewählt.

Umfangreiche Quellenabdrucke aus dem Bundesarchiv-Militärarchiv über die Kämpfe 1941/42 runden den Band ab. Bei aller Kritik im Detail: Insgesamt ist dem Herausgeber ein Buch gelungen, das den Interessen der Beteiligten ebenso gerecht wird wie es der militär-geschichtlichen Forschung einige neue Hinweise liefert.

Winfried Heinemann.

Claude Lorentz, *La France et les restitutions Allemandes au lendemain de la seconde guerre mondiale 1943–1954*, Paris: Ministère des Affaires étrangères 1998, XXI, 348 S. (= *Diplomatie et Histoire*), F 200 [ISBN 2-11-089157-2]

Die unter der Obhut von *Raymond Poidvin* erstellte Dissertation ist ein bedeutender Beitrag zur historischen Klärung des deutsch-französischen Verhältnisses in der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die *Direction des Archives et de la Documentation* des Quai d'Orsay hat die Edition der fundierten und von großer Sachlichkeit getragenen Arbeit realisiert.

Frankreich wurde und wird noch von Historikern die Ausbeutung seiner Besatzungszone in Deutschland, im Gegensatz zu den USA und Großbritannien, vorgeworfen. In der Tat ging die vierte Siegermacht in der Entnahme wirtschaftlicher Güter aus ihrer Zone recht

rigoros vor, was zum Teil mit dem Anspruch auf Reparationen, noch mehr aber auf Restitutions gerechtfertigt wurde.

Zu Anfang wird auf die ungeheure wirtschaftliche Ausbeutung Frankreichs durch die deutsche Besatzungsmacht 1940 bis 1944 hingewiesen, die Frankreich, eines der reichsten Länder vor dem Krieg, an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht hatte. In der Reparationsfrage war es dann von den Alliierten recht stiefmütterlich behandelt worden und mußte sich daher in stärkerem Maße auf seinen Restitutionsanspruch stützen. Gewiß erhielt die Restitutionsfrage schon im Krieg, spätestens ab 1943, durch alliierte Erklärungen eine gewisse, wenngleich dünne Rechtsgrundlage, anders als die Reparationen. Auf der Konferenz von Jalta, von der Frankreich ausgeschlossen war, wurden die von Deutschland zu erbringenden Reparationen auf 20 Millionen Dollar veranschlagt, die zu 50 Prozent der UdSSR, je 20 Prozent den USA und Großbritannien sowie zu 10 Prozent den übrigen Siegermächten zugesprochen wurden. Das war angesichts der französischen Kriegsoffer geradezu lächerlich. Die Konferenz von Potsdam, zu der Vertreter Frankreichs wiederum nicht geladen wurden, hat trotz des Grundsatzes, daß jede Besatzungsmacht ihre Ansprüche aus der eigenen Zone befriedigen sollte — was in erster Linie der Eindämmung sowjetischer Ansprüche galt — für Frankreich wenig geändert, zumal die Regierung in Paris über die aus den Potsdamer Beschlüssen sich ergebenden Regelungen nur dürftig informiert wurde. So beliefen sich die Frankreich zugestandenen Reparationen schließlich auf weniger als 10 Prozent seiner materiellen Kriegsverluste, und es stützte sich bei seinem Versuche, die Verluste zu ersetzen, in stärkerem Maß auf den durch Jalta und Potsdam weniger beschränkten Anspruch auf Restitutions der von Deutschland

aus Frankreich entnommenen wirtschaftlichen und kulturellen Güter.

Claude Lorentz stellt in seiner Arbeit dar, wie die französischen Forderungen schon früh auf den Widerstand der anderen Besatzungsmächte in Deutschland stießen, und bemüht sich um die rechtliche Begründung des Anspruchs. Sodann werden ausführlich Bedingungen und Modalitäten in der Ausführung der als Restitutionen bezeichneten Maßnahmen dargelegt. Dabei wird ein gezieltes und organisiertes Vorgehen der Besatzungsmacht deutlich und es entsteht der Eindruck, daß für »wilde Restitutionen« kein Raum war. Das Ausmaß der Entnahmen wirtschaftlicher Güter, Transportmittel, Münzgold, mobiliarer Werte und Kunstwerke wird detailliert untersucht und anhand von Tabellen ausführlich dargelegt. Schließlich wird für 1954, also das Ende der Besatzungszeit, Bilanz gezogen und das Ausmaß der Restitutionen mit den Reparationen verglichen sowie die Auswirkung auf die französische Industrie, Wirtschaft und Finanzen angesprochen. Man gelangt zu der Erkenntnis, daß die Restitutionen insgesamt keineswegs dem der deutschen Ausbeutung Frankreichs in den Kriegsjahren entsprachen. Das Buch von Claude Lorentz besticht durch die breit angelegte Untersuchung des Themas, ohne dabei Einzelfragen zu vernachlässigen. Zahlreiche Tabellen ergänzen den Text. Die ausführliche Bibliographie erweist sich als Fundgrube für den am deutsch-französischen Verhältnis der Nachkriegszeit interessierten Historiker.

Elmar Krautkrämer

Vitalij Nikol'skij, Akvarium – 2,
Moskau: Geja 1997, 284 S. [ISBN
5-85589-037-6]

Der 87jährige Verfasser ist Generalmajor a.D. und diente länger als 30 Jahre

im militärischen Nachrichtendienst, in der Hauptverwaltung Aufklärung (GRU) des Generalstabes der sowjetischen Armee. Mit dem Titel seiner Memoiren spielt Nikol'skij auf das Buch »Aquarium« des GRU-Überläufers Viktor Suworow an, der den militärischen Nachrichtendienstszweig als eine Art »geheimer Ritterorden« darstellte. Mit einem »Anti-Aquarium« (S. 13) will Nikol'skij seinen Lesern ein wahrheitsgemäßes Bild der Tätigkeit des militärischen Nachrichtendienstes vermitteln. Dies gelingt ihm aber nur teilweise, obwohl er eine Reihe von neuen und wertvollen Informationen veröffentlicht.

Einen geschlossenen und überzeugenden Eindruck hinterlassen die Erinnerungen Nikol'skijs an seine Tätigkeit vor und während des Zweiten Weltkriegs (S. 14–162).

Nach einem Studium an der Militärchemischen Akademie und kurzem Truppendienst wurde der Verfasser 1938 zum militärischen Nachrichtendienst abkommandiert, um die personellen Lücken infolge der Repressionen der Jahre 1937/38 aufzufüllen. Er erlernte die deutsche Sprache und war im Bereich der militärtechnischen Aufklärung tätig. Besondere Aufmerksamkeit, verbunden mit einer Fülle neuer Informationen, widmet Nikol'skij seinem Jugendfreund und Dienstkameraden Konstantin Jefremow, welcher durch seine Tätigkeit als »Erik Jernstroem« in Belgien im Rahmen der »Roten Kapelle« bekannt wurde, und für dessen Rehabilitierung er vehement eintritt.

Mit Kriegsbeginn im Juni 1941 war Nikol'skij an der Auswahl und der Ausbildung von Personal zur operativ-taktischen Aufklärung beteiligt. Vom quantitativen Ausmaß dieser Tätigkeit des militärischen Nachrichtendienstes zeugt, daß allein in den ersten 6 bis 7 Kriegsmonaten ungefähr 10 000 (!) Auf-

klärer ins Hinterland des Gegners gesandt wurden (S. 47).

Ab Ende 1941 in der Aufklärungsabteilung der 10. Armee und als Chef der Abteilung für Agenturaufklärung der Westfront und Südwestfront tätig, berichtet Nikol'skij offenherzig über Erfolge, aber auch über organisatorische Mängel und Mißstände.

So zwang der Mangel an Funk- und Lufttransportmitteln zum Einsatz der Agenten als »marschrutniki«, welche eine festgelegte Strecke im Hinterland des Gegners zu Fuß aufklären und dazu zweimal die Frontlinie überschreiten mußten (S. 63 f.). Fähige Agenten wurden vom NKWD wegen früherer Tätigkeit als Polizisten in deutschen Diensten gnadenlos liquidiert (S. 76–81). Besonders unheilvoll wirkte sich der bis jetzt unbekannte Stalin-Befehl von 20. Dezember 1942 aus, der die bisherige operativ-taktische Agenturaufklärung auf Armee- und Frontebene untersagte und sie auf Generalstabsebene zentralisierte. Doch bereits im April 1943 wurde dieser Befehl auf Bitten einer Vielzahl sowjetischer Frontbefehlshaber von Stalin korrigiert. Damit endete die aus Nikol'skij's Sicht »schwerste und trübseligste« Periode in der Geschichte der operativen sowjetischen Aufklärung im Zweiten Weltkrieg (S. 129).

Interesse verdienen auch die Angaben über den Einsatz von Aufklärungsgruppen unmittelbar in Deutschland, aus deutschen Antifaschisten und früheren Kriegsgefangenen bestehend. So wirkte der ehemalige Stabsoffizier der 6. Armee Dietrich Lemmer bis 1945 in Halle. Er wurde erst nach Kriegsende irrtümlich von der sowjetischen Spionageabwehr »Smersch« als »amerikanischer Spion« verhaftet und wahrscheinlich liquidiert (S. 134–138).

Wesentlich weniger offen, wenn auch aus verständlichen Gründen, berichtet Nikol'skij über seinen Einsatz als Aufklärungsoffizier in der Zentral-

gruppe der Streitkräfte der Sowjetarmee im besetzten Österreich ab 1947 und als stellvertretender Leiter des militärischen Nachrichtendienstes in der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland von 1956 bis 1958. Mehr Bedeutung als seine spärlichen Angaben über die Tätigkeit der sowjetischen Aufklärung haben hier für den deutschen Leser die Einschätzungen der politischen und wirtschaftlichen Zustände und Entwicklungstendenzen in Österreich und der DDR durch einen wohlinformierten sowjetischen Offizier. Nikol'skij's Urteile wirken dabei oft schroff und überheblich. Offenkundig fällt es ihm schwer, einen anderen als den sowjetischen Standpunkt zu akzeptieren.

Den abschließenden Teil des Buches bilden seine Erinnerungen an die Dienstzeit als sowjetischer Militärattaché in Schweden von 1960 bis 1963. Es ist den Schilderungen Nikol'skij's anzumerken, daß er Schweden schätzen gelernt hat und sich gern seiner Zeit dort erinnert, auch wenn seine militärische Karriere infolge der Spionageaffäre Wennerström (S. 268–283) einen Knick erlitt. Ausführlich beschreibt Nikol'skij die Lebensbedingungen eines sowjetischen Diplomaten im Ausland und geht detailliert auf seine Tätigkeit als Militärattaché ein. Dabei spart er nicht mit Kritik an der Arbeitsweise sowjetischer Behörden, »wo die rechte Hand nicht wußte, was die linke tat«, unter Anführung von Beispielen aus seiner Aufklärungs- und diplomatischen Praxis (S. 242–245).

Ohne Zweifel vermitteln die Erinnerungen Nikol'skij's ein wahrheitsgetreueres Bild der Tätigkeit der GRU als Suworow. Aber mehr als einige Einblicke in deren Innenleben, oft mehr flüchtig als tief und angereichert mit einigen kritischen Bemerkungen, kann auch Nikol'skij nicht bieten. Er widmet u.a. der »schwedischen Spionomanie«

ein eigenes Kapitel (S. 251–267), kommt aber nicht auf den Gedanken, daß diese schwedischen Besorgnisse nicht nur durch die von ihm beschriebene Inkompetenz einzelner sowjetischer Politiker, sondern auch durch Militärs in Aufklärungsmission, wie ihn selbst, geschürt wurden. Gegenüber seinen Schilderungen als der Zeit des Zweiten Weltkrieges bleibt die Periode des »Kalten Krieges« bei Nikol'skij merkwürdig farblos.

In der gegenwärtigen Zeit erlebt Rußland einen »Boom« bei der Herausgabe von Erinnerungen ehemaliger Geheimdienstler. Nikol'skijs Buch ist trotz der angeführten kritischen Anmerkungen zu den sachlichen und informativen Darstellungen zu rechnen.

Jürgen Schmidt